Das Strahlende.

Von Artu Fürst (Berlin).

Wenn ich die Aufsätze durchblättere, in denen ich während der letzten Jahre über die neuesten naturwissenschaftlichen Entdeckungen berichtet habe, komme ich mir wie ein orientalischer Märchenerzähler vor. Da ist immer die Rede von Wundern, von Dingen, die man eigentlich gar nicht glauben sollte, von Vorgängen, deren Schilderung selbst ein großes Kind nur mit höchst erstaunt aufgerissenen Augen anhören kann. Und auch heute habe ich in der Ueberschrift nur mit Mühe das Wort Wunderbar vermieden. Dabei will ich in diesem Aufsatz weiter nichts, als über die Experimente und Erfahrungen berichten, die Frederick Soddy, Dozent an der Universität Glasgow und besonders bekannt als Mitarbeiter Sir William Ramsays, mit dem Radium gemacht hat, und zwar mit einer Menge dieses Stoffs, die kaum den fünfundzwanzigsten Teil eines Gramms betrug. Wir stehen eben gerade jetzt am Fuß eines Berges, von dessen Spitze aus wir vermutlich einen Fernblick in ganz neue und überraschende Gebiete der Naturerkenntnis haben werden. Alles schon, was am Abhang dieses eben erst entdeckten und nur sehr langsam zu ersteigenden Berges blüht und wächst dünkt uns seltsam. Ist erst die Spitze erreicht, dann wird uns das Abhanggewächs als ganz gewöhnliches Gestrüpp, als eine Masse von Naturprodukten wie alle anderen erscheinen. Und das mit Recht. Denn nichts Natürliches ist im Grunde seltsam, und ein größeres Wunder als die uns ganz vertraute Entwickelung des Lebens aus der Eizelle werden wir kaum jemals entdecken.

Heute freilich ist das Radium noch ein Wunder. Denn es hat Eigenschaften, die wir bisher an keinem Körper kannten, an deren Existenz wir uns erst gewöhnen müssen. Man denke sich eine Substanz, die eine so unfaßbar mächtige Energie in sich hat, daß noch das Vorhandensein des fünfzigmillionten Teils eines tausendstel Gramms davon bequem nachweisbar ist. Das Radium besitzt nämlich die Eigenschaft, ständig Strahlen auszusenden. Doch die wichtigsten von ihnen — sind nicht wie Wärme, Licht und Elektrizität Aetherschwingungen, sondern ihre einzelnen Teilchen sind Materie, ganz unbegreiflich kleine Stückchen wirklicher Substanz. Dem Radium ist es eingeboren, daß seine kleinsten Teile, die Atome, ständig zerfallen, und daß die Zerfallprodukte durch eine Kraft, die wir nicht kennen, fortwährend nach allen Richtungen ausgetrieben werden. Soddy machte die Feststellung, so erzählt er in seinem, mit größter Klarheit geschriebenen Buch „Die Natur des Radiums" (Verlag Johann Ambrosius Barth-Leipzig), daß in dem fünfundzwanzigstel Gramm Radium, das ihm für seine Experimente zur Verfügung stand, fünfzig Millionen Billionen getrennte Radiumatome vorhanden sind. Es ist bewiesen, daß ein Zweitausendfünfhundertstel davon jährlich zerfällt. Da das Jahr etwa 32 Millionen Sekunden hat, so zerfallen in jeder Sekunde ungefähr tausend Millionen dieser Radiumatome. Beim Zerfall, wird jedes Atom naturgemäß in mehrere Teile zerspalten, so daß die Summe der in jeder Sekunde vom Radium ausgestrahlten Körperteilchen mehrere tausend Millionen beträgt. Man kann sich denken, daß ein so unerhörtes, so fürchterliches Bombardement schon deutlich erkennbare Wirkungen hervorbringen muß, auch wenn nur eine ganz geringe Menge Radium anwesend ist.

Sir William Crookes hat versucht, mit einer fast unendlich kleinen, jedenfalls absolut unsichtbaren und unwägbaren Menge Radium zu experimentieren, und dabei gelang ihm eine Beobachtung, die aufs höchste erstaunlich ist. Er vermochte nämlich deutlich die Wirkung eines einzelnen Atoms zu erkennen. Bis vor kurzem war für uns das Atom der kleinste und eigentlich nur gedachte Teil der Materie, und jeder würde vor ein paar Jahren, nicht nur von den Philosophen, ausgelacht worden sein, der da behauptet hätte, man werde jemals ein Atom oder dessen direkte Wirkung mit dem Auge auffassen können. Crookes tat seine außerordentlich geringfügige Radiummenge auf eine Nadel und näherte diese einer mit Zinksulfid überzogenen Scheibe. Das Zinksulfid pflegt wie viele andere Substanzen unter dem Bombardement der Radiumteile aufzuleuchten. Bei völliger Dunkelheit sah Crookes die Scheibe nun an der Stelle, über der sich die Nadel befand, erstrahlen. Doch es war kein ruhiges Glühen. Das Licht zeigte Blitze und Zuckungen, es glich einen Sternschuppenfall. Bei der äußerst geringen Menge des anwesenden Radiums war die Zahl der ausgeschleuderten Teilchen eben so gering, daß sie nicht in unmittelbarem Aug aufeinander folgten, die wenigen Atome zerfielen in kleinen Pausen nacheinander. Jeder Blitz auf dem Schirm war die Wirkung eines einzelnen Atoms.

Nachdem Frau Curie das Radium entdeckt und Becquerel die radioaktiven Eigenschaften dieses Stoffs näher ergründet hatte, erstand natürlich sofort eine fundamentale Frage. Wie kann Radium überhaupt heute noch existieren, wenn es immerwährend zerfällt? Ein Zweitausendstel jeder Radiummenge hört nach einem Jahr auf, Radium zu sein, in zweitausend Jahren müßte also alles auf der Erde irgendwo vorhandene Radium zerfallen sein. Und nun fand man, daß die strahlende Substanz, ebenso wie sie von selbst zerfällt, sich auch von selbst wieder bildet. Das Radium wird aus der Pechblende gewonnen. In dieser findet sich stets und ausnahmslos das Element Uran. Auch dieses erleidet einen Zerfall seiner Atome. Jedoch geht hier der Prozeß langsamer vor sich. Das Zerfallprodukt der Uranatome aber ist Radium. Man fand, daß in dem Mineral Pechblende stets die Menge des vorhandenen Radiums zu der des Urans in demselben Verhältnis steht. Auf jeden Teil Radium kommen immer drei Millionen Teile Uran. Daraus konnte man leicht die Lebensdauer des Urans berechnen. Kein Radium kann, wie schon erwähnt, 2500 Jahre überdauern, Uran aber vermag sieben Milliarden fünfhundert Millionen Jahre zu leben, ehe es Radium wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es mit Hilfe dieser Zahlen einmal gelingt, die wirkliche Dauer geologischer Epochen zu bestimmen, ja das Alter der Erde überhaupt zu ermitteln oder doch wenigstens jenen Zeitpunkt, an dem die Mineralien feste Körper wurden. Man hört hier in weiter, weiter Ferne so etwas wie den Stundenschlag der Zeitenuhr.

Und Wunder über Wunder. Die Strahlen, die vom Radium ausgesendet werden, die Wärme und Licht erzeugen und die Luft, die sie durchfliegen, elektrisch leitend machen, bestehen in der Hauptsache aus Atomen des Heliums. Wie Radium ein Zerfallprodukt des Urans, so ist Helium, jenes seltsame Gas, das erst vor kurzem von Sir William Ramsay als Bestandteil der atmosphärischen Luft entdeckt wurde, nachdem man es vorher durch das Spektroskop bereits in der Sonne gefunden hatte, das Zerfallprodukt des Radiums. Doch diese Stufenleiter geht noch viel weiter. Neben dem Helium zerfällt das Radium noch in eine andere Substanz, die man Radium A genannt hat. Von dort geht es über verschiedene Stufen weiter bis zum Polonium und endlich zum — Blei. Blei ist das letzte bisher bekannt gewordene Zerfallprodukt des Radiums. Man sieht, daß die Theorie von der Unwandelbarkeit der Elemente nunmehr gründlich erledigt ist. Denn Helium wie Blei sind Elemente, und wir wissen nun doch, daß sie ineinander übergehen können. Der Gedanke an eine einzige Ursubstanz drängt sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf. Es ist nicht mehr ohne jede wissenschaftliche Grundlage, wenn man meint, daß alle Elemente, die wir kennen, Zerfallprodukte dieser einen allumfassenden Muttersubstanz sind. Eine sehr schöne Erklärung hat man dann auch dafür, daß einzelne Stoffe nur selten auf der Erde vorkommen. Platin, Gold und Silber zum Beispiel müssen wohl Elemente sein, die einem raschen Atomzerfall unterworfen sind, so daß seit dem „Beginn" — o ewig nebelhafter Begriff! — schon viel von ihnen in andere Substanzen sich verwandelt hat. Die häufigen Elemente aber, wie Eisen, Kupfer, Sauerstoff haben einen sehr langsamen Atomzerfall. Es erhellt auch ohne weiteres hieraus, daß es viel Radium niemals auf der Erde geben kann, da das eben geborene wieder rasch verschwindet. Soddy ist der Meinung, daß gleichzeitig mehr als 15 Gramm reinen Radiums niemals werden gewonnen werden können.

Trotzdem mißt die Geologie dem Radium eine ganz ungeheure Bedeutung bei. Dieses seltsame strahlende Element steht plötzlich vor uns als ein sehr wichtiger Faktor im Leben der Erde. Der rasche Atomzerfall des Radiums erzeugt Wärme. Und nach Untersuchung der meisten Gesteinsarten an der Erdoberfläche auf ihren Radiumgehalt hin ist man nach sorgfältigen Rechnungen zu dem Resultat gekommen, daß eine Gesteinsschicht von zwanzig Meilen Dicke, die so stark mit Radium durchsetzt ist, wie die untersuchten Gesteine vollkommen genügen würde, um die Wärme zu ersetzen, die die Erde fortwährend an den Weltenraum abgibt. Ja, man behauptet, daß das Erdinnere unbedingt aus ganz anderen Gesteinen, die frei von Radium sind, bestehen müsse als die Erdoberfläche, da sonst durch die Fülle des zerfallenen Radiums die Erde viel wärmer sein würde, als dies in der Tat der Fall ist. Welche Wärmemengen das Radium in den Gesteinen tatsächlich hervorzurufen vermag, das hat sich praktisch beim Bau des Simplontunnels gezeigt. Dort fand man im Innern des Berges viel höhere Temperaturen, als man angenommen hatte, und man ist jetzt durchaus der Meinung, daß anwesendes Radium diese Wärme hervorgerufen hat.

Zu allen Seltsamkeiten des Radiums kommt noch die folgende. Löst man die strahlende Substanz in Wasser auf, so scheidet sich von ihr ein Gas ab. Dieses Gas heißt Emanation. Es ist ein ganz richtiges Gas, mit allen Eigenschaften eines solchen. Man hat es auch schon in flüssige und in feste Form überführt. Bewahrt man die Emanation in einer Glasröhre auf und untersucht das Gefäß nach einem Monat wieder, so findet man, daß die Emanation vollkommen verschwunden ist und sich in der Röhre schönstes, reines Helium befindet. Während aber die Emanation ganz außerordentlich radioaktiv war, das heißt besonders viele und starke Radiumstrahlen auszusenden vermochte, ist beim Helium keine Spur einer Radioaktivität mehr wahrzunehmen. Das Radium selbst, dem man die Emanation entnommen hat, ist während dieses Monats auch nicht tatenlos geblieben. Genau mit derselben Geschwindigkeit, mit der die Emanation sich in Helium verwandelt, bildet das entgaste Radium von selbst neue Emanation. Hat man ihm zum Beispiel am 1. Januar durch Abwaschen Emanation entzogen, so kann man ihm ganz genau dieselbe Menge am 1. Februar wieder entnehmen. Es ist dies eine Regeneration, für die uns eine Erklärung heute noch genau so fehlt, wie für viele anderen Eigentümlichkeiten des Radiums.

Sehr bedauerlich ist es, daß wegen der außerordentlich geringen Menge des uns zur Verfügung stehenden Radiums immer nur sehr wenig Emanation auf einmal gewonnen werden kann. Vermöchte man statt des dreißigsten Teils eines Stecknadelkopfs einen halben Liter dieses Gases darzustellen, wozu freilich zwanzig Zentner reinen Radiums erforderlich wären, so würde die Emanation die Energie von hundert kräftigen Bogenlampen ausstrahlen. Das Material für das Gefäß, in dem man das so intensiv wirkende Gas aufbewahren könnte, müßte allerdings erst noch gefunden werden. Alle bis jetzt bekannten Substanzen würden, wie Rutherford gesagt hat, durch eine solche Menge Emanation augenblicklich geschmolzen und in Dampf verwandelt werden. Vielleicht bekommen wir noch einmal eine durch wenige Radiumatome gespeiste Lampe, die heller und billiger ist als alle vorhandenen. Wer vermag in die Zukunft zu schauen? Wundern freilich kann man sich über kein naturwissenschaftliches Wunder mehr.

Winterfrüchte.

Von Else Bradlin.

Wer die Geschichte der Kochkunst verfolgt, kann — nicht anders als in der Geschichte der Tracht oder irgendwelcher menschlichen Betätigung — deutlich den Wechsel wahrnehmen, der, ohne ersichtlichen Einfluß von außen, allmählich oder plötzlich im kulinarischen Geschmack ganzer Völker, ganzer Zeitperioden auftritt, so daß er umgemodelt, von Grund aus verändert oder unmerklich verschoben wird, ohne daß anscheinend die Generation sich des Vorgangs überhaupt bewußt wird. In jeder Familie gibt es Gerichte, gibt es bestimmte Obstsorten, einzelne Gemüsearten, die „noch Großmutter kochte", deren Bereitung die Mutter noch verstand, und die dennoch so allmählich aus dem Küchenzettel der Familie verschwanden — trotz alle Vorzüge. Kein Familienmitglied hatte ihnen diese auch jemals abgesprochen. Sie alle hatten sich nur hier wie überall unbewußt der großen Allesbeherrscherin gebeugt: der Mode.

So scheint es fast, als ob mit vermehrter Einführung der Apfelsinen in nordische Zonen die Pomeranze ganz in den Hintergrund getreten sei. Für das sofortige Verspeisen der aromatisch süßen Apfelsine läßt sich das wohl erklären, denn die Pomeranze hat ein mehr bitterliches Aroma. Aber im Grunde hat die Pomeranze doch die Vernachlässigung nicht verdient, der sie anheimgefallen ist, und hier und dort bemüht man sich in Wort, Schrift und Beispiel, ihr wieder etwas mehr Beachtung zu schenken. Der moderne Geschmack schien sich ganz von der Pomeranze abgewendet zu haben, einer Frucht, deren fein aromatisches Bitter zur Zeit unserer Großväter noch in höchsten Ehren stand. Auf dem Aroma der Frucht bauten sich die verschiedensten vorzüglichen Wintergetränke einer früheren Zeit auf, bis dann die in größeren Mengen eingeführte und wesentlich billigere Apfelsine, allerdings eine nahe Verwandte der Pomeranze, nach und nach ganz an ihre Stelle trat. Nicht immer zum Vorteil des Getränks, denn der Auszug der Orangenschale belastet den Magen, während der Auszug der Pomeranzenschale vorzüglich magenstärkend wirkt. Es bleibt also doch schließlich jeder Frucht das ihre: die Apfelsine verzehren wir gern roh, erfreuen uns an Saft und Fleisch, während wir der Pomeranze die volle Wichtigkeit ihrer Schale für die feinere Küche zugestehen müssen.

Ein „echter Kardinal", ein „echter Bischof" sind nur mit dem Auszug der Pomeranzenschale denkbar, und diesen Pomeranzenauszug kauften unsere Großmütter nicht etwa fertig beim Kaufmann oder Apotheker, sondern sie setzten ihren Stolz darein, in ihrer Vorratskammer selbstbereiteten Extrakt zu besitzen. Hatten sie keinen fertigen Extrakt bei der Hand, so stellten sie bei Bedarf das gewünschte Getränk aus frischen Früchten her. Sollte der „Bischof" sehr magenstärkend und kräftig sein, so durfte die Pomeranze noch nicht gelb, sondern sie mußte noch grün sein.

Der Lebensmittelmarkt unserer neuen Zeit bietet im Winter bergeweise Apfelsinen, aber Pomeranzen, besonders grüne Pomeranzen sehen wir selten. Die Vorschrift zu echtem Bischof mit Pomeranzen lautet: Man schält eine grüne Frucht mit scharfem Messer fein ab, legt sie in einen ganz neuen glasierten, irdenen Topf oder in einen Prozellantopf und gießt eine Flasche sehr guten Rotwein, entweder Bordeaux oder Burgunder, darüber, läßt den Wein zehn bis zwölf Stunden darauf zugedeckt ziehen, gießt ihn durch ein Sieb und vermischt ihn nach Belieben mit Zucker.

„Kardinal" bereitet man auf ähnliche Weise, nur nimmt man anstatt des Rotweins Weißwein. Auch „Kardinal" ist bedeutend feiner, wenn er mit frischer Frucht und nicht mit Extrakt hergestellt ist.

Selbstverständlich ist Extrakt aber eine notwendige Hilfe, wenn es sich um schnelle Bereitung handelt, bei der man sich nicht auf ein stundenlanges Ausziehen einlassen kann.

Um sich Essenz selbst herzustellen, schält man zehn bis zwölf gute grüne Pomeranzen ab, gießt einen Liter guten alten Rum oder Arrak darauf, läßt den gut zugedeckten Topf an mäßig warmem Ort vierundzwanzig Stunden ziehen, gießt die Flüssigkeit durch ein Tuch und füllt sie in kleine, gut gereinigte Flaschen, die man sorgfältig verkorkt und versiegelt. Auf eine Flasche Wein rechnet man zwei bis zweieinhalben Eßlöffel Essenz nebst dem nötigen Zucker.

Aber nicht nur „Bischof" und „Kardinal" scheinen der jetzt die Welt beherrschenden Bowle und dem Punsch vollständig gewichen zu sein, auch sonst wird die Pomeranze in der Küche vernachlässigt. Zu meiner Kinderzeit um die Mitte der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts kandierte meine Großmutter alljährlich selbst noch einen kleinen Vorrat von Pomeranzenschalen, mit denen sie feinstiftig geschnitten, manchen Kuchen, manche Torte, manche süße Speise würzte.

Dazu nahm man allerdings nicht die von unreifen grünen, sondern die von reifen gelben Früchten. Von diesen in Zuckersaft eingesottenen, später getrockneten und mit Zucker überzogenen Schalen wurde auch ein köstliches Pomeranzenbrot gebacken, das man jetzt wohl in den meisten Konditoreien und Häuslichkeiten (soweit man hier noch selbst der Backkunst huldigt) umsonst suchen dürfte. Und die Bereitung war so einfach! Großmutters geschriebenes Rezeptbuch, heute in meinem Besitz, verrät sie: „Vier frische Eier werden mit einem halben Pfund feinem Zucker recht schäumig gerührt, dazu mischt man 75 Gramm geschälte, fein gehackte süße Mandeln, 70 Gramm eingemachte, fein gehackte Pomeranzenschalen und 80 Gramm feines Mehl, legt von dieser Masse kleine, mußgroße, flache Häufchen auf ein mit Wachs bestrichenes Blech, streut feinen Zucker darüber und läßt sie langsam im Backofen goldgelb backen." Während die Apfelsine sich, besonders für Kuchen, süße Speisen, Cremes, einen Hauptplatz in der Küche eroberte, mußte die Pomeranze weichen.

Die Mandarine ist die Frucht des auf Malta heimischen Zwergapfelsinenbaums und bedeutend kleiner als die gewöhnlichen Apfelsinen. Das Fleisch liegt gelöst von der Schale, und die Schale hat einen besonders aromatischen Duft. In der Küche wird die Mandarine nicht gebraucht, man legt aber oft einige Schalen anstatt Apfelsinen- oder Zitronenschalen an Milchreis, Flammeris usw.

— Die Forderungen der Tiroler. Aus Innsbruck wird gemeldet: Tirol stellt folgende Forderungen für den Fall seines Anschlusses an Deutschösterreich. Tirol erhält für zwanzig Jahre einen von der Landesversammlung im Einvernehmen mit der deutsch-österreichischen Nationalversammlung zu vereinbarenden namhaften Beitrag für den Wiederaufbau und die wirtschaftliche Wiedererrichtung des Landes. Zwei Drittel der von Tirol geleisteten Steuern und Abgaben dürfen nur für Tirol verwendet werden. Ohne Zustimmung der Tiroler Landesversammlung darf kein politisches Bündnis mit einem auswärtigen Staat kein politischer Anschluß, kein Abschluß wirtschaftlicher Verträge platzgreifen. Die Tiroler Landesversammlung darf mit den benachbarten Staaten sogenannte Landes- oder Meistbegünstigungsverträge im Einvernehmen mit Wien treffen.

Die Letten.

Von Victor v. Andresanoff.

Die sogenannten deutschen Ostseeprovinzen Rußlands haben eine sehr verschiedenartige Bevölkerung. Deutsche, Russen, Juden — vor allem aber die eigentlichen Autochthonen, Esthen und Letten — sind auf dem flachen Lande sowohl als auch in Flecken und Städten ansässig; nur gering an Zahl sind die früher vagierenden, jetzt wohl oder übel zur Seßhaftigkeit gezwungenen Zigeuner, deren es namentlich in Kurland noch einige hundert Köpfe geben mag. Die bei weitem größte Ziffer entfällt auf die Esthen, in der Provinz Esthland und der nördlichen Hälfte Livlands wohnend, und auf die noch zahlreicheren Letten, welche Südlivland und Kurland (Lettland) bevölkern. Berechnet man die Bewohner Livlands auf rund 1,200,000, so entfallen davon allein auf die Letten, welche doch nur in der südlichen Hälfte der Provinz vorkommen, gegen 491,000, während in Kurland, das eine Gesamtbevölkerung von rund 700,000 Köpfen haben mag, gegen 480,000 Letten wohnhaft sind. Ferner siedeln zirka 266,000 Letten in den Gouvernements Witebsk, Pskow, Kowno und im Königreich Preußen (Kurische Nehrung). Die Gesamtzahl der heute noch vorhandenen Letten würde demnach auf mehr als 1¼ Millionen zu schätzen sein, vielleicht auch, wie der lettische Forscher Grunding will, auf beinahe 1¾ Millionen.

Dieses reich beanlagte, aber allzu weiche — und infolge tragischer Schicksale erst spät in die Kultur eingetretene Volk ist ein Zweig des litoslawischen Stammes, vielleicht gar der Hauptzweig, wenigstens in grauer Vorzeit; denn nach den neuesten Forschungen des Königsberger Professors Bezzenberger wären Letten schon vor fünftausend Jahren (also tausend Jahre nach Erbauung der Stadt Memphis) in Ostpreußen seßhaft gewesen. Wie dem auch sei, in jedem Falle sind sie später durch Stämme ugrisch-finnischer Herkunft (Esthen, Liven, Kuren) von den Küsten Livlands und Kurlands ins Innere verdrängt worden, denn als lübische Kaufleute vor 1184 in die Dünamündung einliefen, saßen dort nicht Letten, sondern Liven. Nachkommen der letzteren, wenn auch sehr gering an Zahl, findet man heute noch an der Nordküste Kurlands. Aber dieses weiche Volk besaß und besitzt eine ungemeine Zähigkeit; es nahm seine ursprünglichen Wohnsitze bald wieder ein, teilweise gefördert durch die deutschen Eroberer, welche in ihm ein willigeres Kulturmaterial fanden, als in den Liven oder den Semgallen. Ursprünglich eine Handelskolonie, dann, nach Gründung des Bistums Riga, eine Art Kirchenstaat im kleinen, endlich, nachdem der „Schwertbrüderorden", welcher dem Rigaschen Bischof stets bereite Kriegsmannschaft sichern sollte, in dem „Deutschen Orden" aufgegangen, halb Kirchen-, halb Ordensstaat, wurden Livland und Kurland der Schauplatz unaufhörlicher blutiger Kämpfe, die um so beklagenswerter erscheinen, als sie zum großen Teil den Charakter von Bürgerkriegen trugen. Der Erzbischof stritt mit dem Orden, die Hansastadt Riga, in welcher sich bald ein kräftiges Bürgertum entwickelt hatte, mit beiden um Land und Leute, um Rechte und Prinzipien. Dann folgten Verteidigungskriege gegen äußere Feinde, Russen, Polen, Schweden, welche die günstige Lage der Ostseeländer sehr wohl erkennend, dieselben nur zu gern in ihren Besitz gebracht hätten. Vorübergehend ist es den Schweden und Polen auch gelungen, während die Russen, anfangs wiederholt besiegt und hinausgedrängt, endlich den Preis davon trugen. Peter der Große brachte 1721 (Frieden zu Nystadt) Esthland und Livland an sein Zarenreich, während sich Kurland, welches von 1562 an ein souveränes, zuerst in der Familie Kettler, dann in der Familie Biron erbliches Herzogtum gewesen, im Jahre 1795 freiwillig der russischen Krone unterwarf. Seitdem konnten die Provinzen, unter mächtigem Schutze stehend, sich andauernden Friedens und stetig wachsenden Wohlstandes erfreuen.

Was aber war im Laufe so vieler, von Kämpfen aller Art erfüllter Jahrhunderte aus den Autochthonen, den Esthen und Letten, geworden?

Ein hörigES Bauernvolk, auf welches die herrischen Eroberer, die Priester und Ordensritter, wie auf Bestien, im günstigsten Falle wie auf Haustiere herabsahen. In furchtbaren Kämpfen waren Letten und Esthen niedergezwungen, Liven und Kuren fast ausgerottet, die trotzigen litauischen Semgallen mit Stumpf und Stiel vertilgt worden — nun sank auf die Ueberlebenden und deren Nachkommen eine vielhundertjährige Nacht der Knechtschaft herab.

Aber die zähe, gesunde Natur der Letten überwand auch diese grause und finstere Periode. Trotzdem noch im neunzehnten Jahrhundert die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands ein Paradies des Großgrundbesitzes und der Feudalherrschaft blieben, wurde doch, dem Zeitgeist entsprechend, mehr für Volksbildung getan, als früher, ja manche Edelleute und Geistliche wirkten auf diesem Gebiet mit größtem Reformeifer. Der Lette, einmal zur Bildung zugelassen, entfaltete schnell die ganze Elastizität seiner Natur, die ganze mehr zähe als leidenschaftliche Energie seines sonst so weichen, passiven Charakters. In den sechziger und noch mehr in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts drängten sich immer mehr begabte Männer aus jenem „verachteten" Volksstamme zu höherer und höchster Bildung heran; es entstand allmählich eine „lettische Gesellschaft", die sich in dem großen „Lettischen Verein" zu Riga einen Mittelpunkt und realen Halt schuf, es wurden lettische Zeitungen, Zeitschriften, endlich auch lettische Theater gegründet. Wissenschaftlich gebildete Letten erforschten die Vergangenheit ihres Volkes, seine Geschichte und Mythologie, sammelten und kommentierten seine Sagen, Märchen und Lieder.

Heute gibt es Letten in allen bürgerlichen Aemtern und Stellungen, als Landpfarrer, Advokaten, Aerzte, Journalisten — auch so manches Rittergut ist im Laufe der letzten Jahre in lettische (also ursprünglich „bäuerische") Hände übergegangen, ihre junge Literatur aber hat einen glänzenden Aufschwung genommen. Der lettische Dramatiker und Novellist Rudolf Blaumann und die Dichterin Elsa Rosenberg (Pseudonym „Aspasia") könnten jeder Nationalliteratur zur Zierde gereichen.

Wie schon bemerkt, gehören die Letten dem litoslawischen Stamme an, sind also, im Gegensatze zu den Esthen, vollbürtige Indogermanen; ihre weiche, formenreiche Sprache klingt zwar etwas breit und gequetscht, weist aber manche Aehnlichkeit mit dem Sanskrit auf.

Ueber die Mythologie der alten Letten ist vieles beigebracht, aber noch weniges abgeschlossen worden. Als höchsten und mächtigsten Gott haben sie ohne Zweifel den Donnerer Pehrkon, als furchtbarsten den Tod, Verderben und Krankheit bringenden Pikkuls verehrt, während der Gott der Freude und des Rausches, Trimpus, als ursprüngliche Gottheit von mancher Seite noch angezweifelt wird. Auch der Streit über Lihgo, der ebenfalls ein Gott der Lust und Fülle gewesen sein mag, ist noch nicht abgeschlossen. Sein Name kommt hauptsächlich in den Johannisfestliedern als eine Art Refrain vor, woraus man in neuester Zeit geschlossen hat, daß dieses Wort überhaupt keinen Namen, sondern nur eine Interjektion, einen Freudenlaut, bedeute.

Völlig unantastbar steht dagegen wieder die Glücksgöttin Laima, auch die Schutzpatronin der Gebärenden, die Hüterin des häuslichen Herdes und Eigentumes, da. Ihr Name, sowie derjenige des Pehrkon haben sich auch bis auf den heutigen Tag in der Volkssprache erhalten. „Laime" bedeutet Glück und „Pehrkons" — Gewitter. Neben diesen „großen Göttern" wird es wohl noch viele niedere Naturgottheiten gegeben haben, z. B. die Sonne und ihre Töchter, der Mond, die Morgenröte u. a. m. Ein Volksepos im Sinne der „Kalewala" der Finnen und des „Kalewipoeg" der Esthen, hat sich bei den Letten nicht erhalten, trotzdem es ihnen, wie manche Märchen zeigen, an Heldensagen nicht gefehlt zu haben scheint. Ungeheuer groß dagegen ist die Zahl der Volkslieder, Vierzeiler, Sprüche, Zauberformeln, meist in vierfüßigen Trochäen abgefaßt, eine unerschöpfliche Schatzkammer für jeden Freund unverfälschter Volkspoesie.

Ihrer indogermanischen Abstammung entsprechend, finden sich in den Volksmärchen der Letten viele Anklänge an ähnliche Märchen ihnen stammverwandter Völker, die Sagen von Kurbad und vom Bärenmenschen gemahnen stellenweise an die Herakles- und Theseusmythe; die in Gestalt einer Maus wandernde Seele findet sich schon bei den Indern; Werwolfgeschichten kennt auch die romanische und deutsche Märchenliteratur und von Vampiren wissen polnische, serbische griechische Sagen zu erzählen.

— Phlegmatisch. Gatte (als seine Frau, von der Reise kommend, ihm um den Hals fliegen will): „Einen Augenblick, liebe Amalie! Ich will nur die Zigarren aus der Rocktasche nehmen."

— Der Respektsraufer. Fremder: „Was ist denn los, Herr Wirt? Die Gäste ziehen ja auf einmal Handschuh' an?"

Wirt: „G'raaft wird! Der Bürgermaaster tuat mit!"

Das Herz Wei Shengs.

Ein türkisches Märchen aus dem 16. Jahrhundert.

Es war einmal eine Prinzessin, die war reizender als alle Frauen des Kaisers, obgleich sie erst sechs Jahre zählte. Ihre Füßchen waren klein wie die Eier eines Vögelchens, und wohin sie immer trat, glaubte man, die „goldenen Lilien" aus den Teppichen wachsen zu sehen.

Wie alle Prinzessinnen, langweilte sie sich zuweilen, denn auch die Spielsachen aus Gold und Elfenbein, die zwitschernden, buntgefiederten Vögel und die Gärten in blühendem Purpur verlieren allmählich an Interesse für diejenigen, welche immer diese Herrlichkeiten sehen, und die Reichen sehnen sich nach Abwechslungen, welche selbst den Armen zugänglich sind. So verfiel die kleine Prinzessin auf den Gedanken, ihre treue Amme um ein neues, interessantes Spielzeug zu bitten, das sie niemals langweilen würde, und die Frau gab ihr ihren einzigen Sohn, einen hübschen Jungen von sieben Jahren, zum Spiele. Nun auf einmal langweilte sich die kleine Prinzessin nicht mehr. Kaum daß die Sonne ihre ersten goldenen Küsse in die Gärten sandte, spielten auch schon Wei-Sheng und die Prinzessin zwischen den Hecken und Wiesen, und der winzig kleine Fuß der Prinzessin huschte so leicht über die Lilien und Rosen, die sie nicht schnell genug ihre tiefe Verbeugung vor ihrer schönen Schwester machen konnten. Das ging eine lange Zeit so weiter, die kleine Prinzessin sehnte sich nach keiner Abwechslung mehr, denn Wei-Sheng war ein lieber und gefälliger Junge, der alle die bunten Launen und Wünsche, die ganz junge Damen zu haben pflegen, seiner hohen Spielgefährtin von den Augen absah und die Stelle des Dieners und Freundes durch seine Jugend verbinden zu können schien.

Eines Tages aber kam der König hinter die Art, wie sich seine Tochter die Zeit vertrieb, und er fand es höchst ungehörig, daß ein so hochgeborenes Mädchen sich mit einem Jungen aus der letzten Kaste abgab. Er untersagte daher der Prinzessin für weiterhin derartige Spiele. Dem kleinen Wei-Sheng aber verbot er jemals wieder die Schwelle des Palastes zu übertreten, wolle er sich nicht der Strafe einer Bastonnade aussetzen. Anfangs weinte die kleine Prinzessin bitterlich um ihren Gefährten, und dieser selbst war nicht minder traurig, daß nun der schöne Traum zwischen den Lilien und Rosen für immer beendet war. Doch Zeit und Jugend heilten bald genug die Wunden der Kinderherzen, und die Prinzessin vergaß auch Wei-Sheng und seine reizenden Dienstleistungen.

* * *

So vergingen viele Jahre, und die Tochter des Königs war Braut geworden, als sie einen alten Tempel nahe der Residenz besuchte, in welchem einsame Priester die Zukunft und Schicksal weissagten.

Als sie sinnend durch den blühenden Garten ging, der vor dem Tempel lag, sah sie einen wunderschönen Jüngling zwischen zwei Beeten von Rosen und Lilien schlafen.

Sofort erkannte sie Wei-Sheng, ihren einstigen Spielgefährten, und die alte Neigung erwachte wieder in ihr, sie trat leise zu dem Schlafenden und legte ihr goldenes Armband auf die Stelle, wo sie sein Herz pochen hörte.

Dann ging sie lächelnd in den Tempel.

Gleich darauf erwachte Wei-Sheng, von einem brennenden Schmerze erfaßt, und da sah er, daß sein Herz in Flammen stand und das goldene Armband in glühenden Tropfen auf seine Wunden fiel. . .

Und die Flammen züngelten über Rosen und Lilien und die ehrwürdigen Mauern des Tempels, und im Augenblick standen der Tempel und der Garten in einem Flammenmeere.

Und die Prinzessin und Wei-Sheng und alle Priester samt den Rosen und Lilien fanden ihren Tod, weil das Herz Wei-Shengs gebrannt hatte. . . .

Robert Heymann.

— Gute Freundinnen. „Meine Mama kann sich noch recht gut der Zeit erinnern, als Ihre Mutter ein Putzgeschäft hatte."

„Das will ich gern glauben, aus unseren alten Kontobüchern ist heut noch ersichtlich, wie Ihre Mama jeden Hut in kleinen Raten bezahlt hat."

— Aus dem medizinischen Examen. Professor: „Was würden Sie dem Kranken in diesem Falle geben?"

Kandidat: „Digitalin."

„Mensch, sind Sie..."

„Pardon, Herr Professor, natürlich nur ein Lapsus; ich.."

„Ein Lapsus — Herr, das war ein ganz gefährlicher Aeskulapsus!"